

Am Wege der Zeiten

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 40

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
3. Oktober
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Am Wege der Zeiten.

Von Johanna Siebel.

Am Wege der Zeiten die Jahrsteine stehn;
Viel Steine zur Seiten ins Endlose sehn.

Am Wege der Zeiten die Stunde entschleicht;
Ein Markstein zur Seiten: das Ziel ist erreicht.

Ein Markstein zur Seiten: ein Jahr ist vollbracht.
In schweigenden Weiten das Neue erwacht.

Und haben im Alten uns Plagen begrüßt:
Wir haben für Zagen und Fehler gebüßt.

Vergebt und vergesst; gewillt und bereit,
Noch reicht uns die Spende die machtvolle Zeit.

Am Wege der Zeiten daher und dahin
Viel Steine zur Seiten ins Endlose ziehn.

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

10

Er hatte aus seinem zwangsweisen Aufenthalt in dem Basler Pfarrhaus eine Auffassung von der Frömmigkeit als einer peinlichen Erfüllung drohender Vorschriften mitgebracht, die seiner Jugend in allen Instinkten zuwider gewesen war. Die Erbsünde und die ewige Verdammnis standen als Anfang und Ende darin und dazwischen lag das irdische Jammertal mit seinen Fallstricken für alles, was hell und vergnügung war. Nun gab ihm Schwester Marie das Bild eines Glaubens, der ein Stück Himmel auf Erden handfest umschloß: Ihr Gott war die unendliche Seelenfülle, davon sie in jedem Menschen, dem ärmsten an Geist und dem verkommensten, einen Teil wiederfand, und ihr Glauben stand so: daß jeder Einzelne diesen Teil, die Seele oder das Stück Gott in sich, so lebendig machen könne, daß er sich nicht mehr einsam und krank vor Heimweh nach einer unwirklichen Glückseligkeit, sondern erst recht auf Erden als Kind Gottes fühle. Jeder Mensch, auch der blödeste, trage ein Gefühl in sich, was gut sei, und ob dieses Gefühl — wie sie wohl wisse — bei den verschiedenen Völkern und in ihren Religionen verschieden wäre: das ändere nichts, weil es auf die Form nicht ankäme. Die wäre, wie der angeborne Körper und das Gehirn des einzelnen der persönliche Lebenszufall: aber das andere, das Gefühl selber, bliebe der Inhalt, das ewige Gesetz, das unersetzliche Stück Gottes in jeder menschlichen Existenz. Sie wisse, daß sie von nüchterner Natur und darum ihr Gott mehr praktisch als schwärmerisch wäre: aber da sie nie einen Jagdhund oder eine Blume mit dem himmlischen Heimweh oder gar sonst einen Pessimismus bemerkt habe, könne sie das menschliche Vorrecht dazu nicht einsehen. Jeder Einzelne habe die

Möglichkeit, durch gute Meinungen und Taten soviel Gott auf die Erde herunter zu bringen, wie seine Natur vertragen könnte; die Sehnsucht nach dem Himmel, die mehr wolle, sei eine Krankheit.

Und das Glück? fragte Johannes unbedacht, weil ihn die schweizerische Rechtschaffenheit und Demokratie von diesem Glauben ärgerte.

Glück ist Ordnung, wie Unordnung Unglück ist! Wer sich in seinen Sehnsüchten rechtschaffen zuleibe geht, sich nicht belügt und andern keine Täuschung vormacht, kann nicht unglücklich sein!

Sie war wirklich eine tüchtige Schweizerin, wie sie das sagte und dabei aufstand, Johannes dachte, daß ihre Seele wie ihre roten Hände blank gewaschen wäre: aber das wußte er auch, daß ihm niemals eine Scheuerfrau inwendig eine solche Ordnung herstellen könnte. Die Spaziergänge seiner selbstgefälligen Augen hatte sie ihm trotzdem verdächtig gemacht, nur war sein Kopf zu schwach, das auszudenken. Er wollte noch einmal schlafen, aber bevor sie ging, die ihm erst einen Vorhang vor die blaubedruckten Gardinen zog, bat er die Ueberraschte, ihm Goethes Rheinreise aus seinem Ranzen oder sonstwie zu beschaffen: weil ihm bei ihren Worten eine Erinnerung an den heiligen Rochus durch den Kopf geflogen war, als ob der mit einem andern Glauben Gott in der Welt gesucht habe, der ihm bei seiner Abrechnung, die er nun kommen fühlte, doch eine Stütze sein könnte.

Es mußte die Wirkung einer Medizin sein, daß er auch in dieser Nacht traumlos schlief und am Morgen danach in seiner knabenhaften Gedankenpielerei dalag; oder das Fieber hatte wirklich alles ausgebrannt? Am Nachmittag kam